

Zeitschrift: Annuaire suisse de science politique = Schweizerisches Jahrbuch für Politische Wissenschaft
Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Politische Wissenschaft
Band: 13 (1973)

Artikel: Wissenschaftstheorie und politische Wissenschaft
Autor: Fagagnini, Hans Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-171836>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WISSENSCHAFTSTHEORIE UND POLITISCHE WISSENSCHAFT

Skizze einer „Auslegeordnung“

von Hans Peter Fagagnini

*lic. rer. publ., Assistent an der Forschungsstelle für Politikwissenschaft,
Hochschule St. Gallen*

Wenn hier von Wissenschaftstheorie die Rede sein soll, so sei diese einfach und unmissverständlich verstanden als Theorie der Wissenschaften, als Meta-Theorie der Wissenschaften im allgemeinen und hier der Politikwissenschaft im besonderen, als eine Theorie, die sich je nachdem wissenschaftlich oder philosophisch nennt, andere Wissenschaften überprüft, selbst aber (noch) unkontrolliert bleibt, wenn man anerkennt, dass Überzeugung allein keine abschliessende Kontrolle bedeutet. Wir wollen uns hier vornehmlich mit dem Problemkreis der Methodologie und nur ergänzend auch mit andern Fragen befassen¹, da es uns scheint, dass eine solche Sicht beim gegenwärtigen Stand der Politikwissenschaft vor allem Berücksichtigung finden muss. Zwar liegt uns nicht daran, fertige Rezepte anzubieten, und manchem mögen nicht zuletzt darum unsere Ausführungen als zu aphoristisch anmuten, doch soll dargetan werden, wie sehr die verschiedenen Schulen und Lehren der Politikwissenschaft von heute in ihren Denkansätzen auseinanderfallen bzw. wie sehr sie einander ähneln.

Die Lehre vom richtigen Denken ist noch immer als ungelöste Aufgabe zu betrachten, auch wenn sie mehr denn je als Kronzeuge für die Wissenschaftlichkeit einer Arbeit angerufen wird, der Vormarsch der analytisch-empirischen Wissenschaften bemerkenswert ist, und manche Analytiker und Empiriker die Wissenschaftstheorie nur zu oft als ihre Domäne begreifen und anderes als analytisch-empirisches Denken in ein „wissenschaftliches Purgatorium“ verweisen wollen. Wer aber prüft, ob allein analytisch-empirisches Denken wissenschaftliches Denken ist?

In Wissenschaftstheorie und Politikwissenschaft sind bisher verschiedene Denkart beschrieben und analysiert worden. Dabei handelt es sich durchwegs um Denkmethode, um Weisungen für das richtige, auf Erkennen gerichtete Denken, welche grundsätzlich von den sogenannten Techniken der Daten-

1 Die Wissenschaftstheorie befasst sich insbesondere mit der Methodologie, mit dem Verhältnis zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen sowie mit dem Wertproblem. Vgl. Helmut Seiffert, *Einführung in die Wissenschaftstheorie* Bd. 1: *Sprachanalyse, Deduktion, Induktion in Natur- und Sozialwissenschaften*, 4. Aufl. München 1971, S. 2ff.

gewinnung zu unterscheiden sind ². Es fällt schwer, die oft einander diametral gegenüberstehenden Denkmethoden nach bestimmten Kriterien einheitlich zu ordnen. Jedem Ordnungsversuch kann nur etwas Provisorisches, Vorläufiges anhaften; denn um dem Denken Grenzen zu ziehen, müssten wir auch über das nachdenken können, worüber wir bisher noch nicht haben nachdenken können. Die Grenzen liegen im Ausdruck der Gedanken, der Sprache. ³ Nur die logische Form der Sprache legt mit andern Worten a priori Bedingungen möglicher Aussagen über Sachverhalte fest. Wenn daher die Wissenschaft ein System von Sätzen oder Aussagen sein soll, dann kann letztlich eben nur die Sprache die hier und jetzt immer sichtbare Grenze sein. Die Sprachanalyse soll uns jetzt aber nicht weiter beschäftigen, obwohl der Schritt nahe läge, das Handeln des Menschen auf die Sprache zu beziehen, wie dies etwa Winch getan hat⁴. Die Sprachgrenze lässt allerdings für sich allein betrachtet noch keine derartigen Folgerungen zu, da sich das Denken innerhalb eines logisch möglichen Spielraums (frei) bewegen kann. Fasst man andererseits die Sprache als Abbildung der Wirklichkeit auf, so löst sich die Unterscheidung in quantitative, qualitative, komparative bzw. topologische Betrachtungsweisen in rein sprachliche Verschiedenartigkeiten auf, welche mit Realitätsunterschieden nichts, aber auch gar nichts zu tun haben.⁵

I. Die einzelnen Denkmethoden

Gegenwärtig sind mindestens vier bzw. fünf Hauptdenkmethoden erkennbar: die Phänomenologie, die Hermeneutik (mit der Dialektik), der Rationalismus, der Empirismus sowie die Kybernetik, bei der es teilweise fraglich scheint, wie weit sie als eigene „reine“ Denkmethode zu begreifen ist. Daneben bestehen verschiedene Querverbindungen und Kombinationen. Ausgangspunkt für uns ist die *Phänomenologie*, die wichtigste, auf Edmund Husserl zurückgehende Konzeption der Existenzialphilosophen. Sie wurde bis heute auf vielfältige, ja divergierende Weise analysiert⁶, so dass es unsicher scheint, dass bei allen Autoren noch

- 2 I. M. Bochenski, *Die zeitgenössischen Denkmethoden*, 3. Aufl. Bern/München 1965, S. 16f. – Pinto/Grawitz, *Méthodes des Sciences sociales*, 3. Aufl., Paris 1969, S. 284ff. – Die Techniken werden oft irrtümlicherweise auch als Methoden der empirischen Sozialforschung bezeichnet. Unsere Unterscheidung will keineswegs präjudizieren, dass wir einer völligen Trennung von Methode und Technik huldigten; im Gegenteil, in der Mehrzahl der Fälle ergibt sich u. E. die Anwendung einer bestimmten Technik direkt aus der verwendeten Denkmethode.
- 3 Ludwig Wittgenstein, *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung*, 8. Aufl., Frankfurt a/M 1971, 5.6 und 5.61.
- 4 Peter Winch, *Die Idee der Sozialwissenschaft und ihr Verhältnis zur Philosophie* (dt. Übers.), Frankfurt a/M 1966, insbesondere S. 25.
- 5 Wolfgang Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, Bd. II: *Theorie und Erfahrung*. Studienausgabe. Teil A: Erfahrung, Festsetzung, Hypothese und Einfachheit in der wissenschaftlichen Begriffs- und Theoriebildung, Berlin/Heidelberg/New York 1970, S. 16.
- 6 Stephan Strasser, *Phänomenologie und Erfahrungswissenschaft vom Menschen. Grundgedanken zu einem neuen Ideal der Wissenschaftlichkeit*, Berlin 1964, S. 226.

etwas Gemeinschaftliches feststellbar ist. Gerade dieser Mannigfaltigkeit wegen wollen wir uns deshalb vornehmlich mit der ursprünglichen Methode, wie sie Husserl⁷ selbst vortrug, befassen und andere Autoren nur mehr streifen.

Mit seiner Konzeption wollte Husserl die Philosophie auf eine streng wissenschaftliche Basis stellen, geriet aber immer mehr unter die Kritik des Neukantianismus (Rickert), welcher ihm vorwarf, blossen Intuitionismus zu entwerfen. Husserls Methode sieht ab von der Frage, ob der Erkenntnisgegenstand unabhängig vom Bewusstsein, den Vorstellungen oder Wahrnehmungen des Subjektes existent sei, um dafür „zu den Sachen selbst“ vordringen zu können⁸. Sie bedient sich also der sogenannten existenzialen Einklammerung, der Enthaltung von Existenzialurteilen. Gadamer spricht deshalb in Anlehnung an Heidegger zu Recht von der ontologischen Bodenlosigkeit der Husserlschen Konzeption⁹. Darüber hinaus fordert Husserl auch eine historische Einklammerung: alles, was wir uns an Theorien und Meinungen aus Wissenschaft und Alltag angeeignet haben, haben wir nach Ansicht von Husserl beiseite zu schieben, wollen wir wirklich die Sachen selbst sprechen lassen. An diesen Sachen, diesen ‚blossgelegten‘ Gegenständen soll nun eine weitere zweifache Reduktion durchgeführt werden, indem einerseits das Wesentliche vom Unwesentlichen und Zufälligen zu trennen ist, um so den Schritt vom Konkreten, Tatsächlichen zum Wesen vollziehen zu können (eidetische Reduktion). Der Phänomenologe betreibt mit andern Worten eigentliche Konstitutionsforschung¹⁰. Durch die transzendente Reduktion werden andererseits die Gegebenheiten ins ‚reine‘ Bewusstsein gehoben, so dass sich letztlich und gesamthaft eine Wendung von der Wahrnehmung oder Vorstellung der Dinge oder Sachen zu den Phänomenen hin ergibt; eine Hinkehr zu einer im Grunde zu tiefst transzendentalen Subjektivität. Sie wird zum Prinzip aller Prinzipien. Husserl selbst meint: „Am Prinzip aller Prinzipien: dass jede originär gegebene Anschauung eine Rechtsquelle der Erkenntnis sei, dass alles, was sich uns in der ‚Intuition‘ originär (sozusagen in seiner leibhaften Wirklichkeit) darbietet, einfach hinzunehmen sei, als was es sich gibt, aber auch nur in den Schranken, in denen es sich da gibt, kann uns keine erdenkliche Theorie machen“¹¹. Zu stark sind die Neigungen und der Hang des Menschen, Fremdes – Theorien, Hypothesen – in einen Gegenstand hineinzulegen, um so letzten Endes an ihm vorbeizuschauen. Erst die ausschliessliche Ausrichtung auf den Gegenstand, so wie er sich an sich selbst zeigt, und die damit einherschreitende

7 Hauptgrundlage für uns in dem bis jetzt noch nicht vollständig überblickbaren Werk von Husserl bildet die Arbeit: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*, Hrsg. Walter Biemel, 2. Aufl., Den Haag 1962. – Vgl. ferner auch Bochenski (Anm. 2), S. 22ff. – Wolfgang Stegmüller, *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie. Eine kritische Einführung*, 4. Aufl., Stuttgart 1969, S. 70ff.

8 Edmund Husserl, *The Idea of Phenomenology* (engl. Übers.), The Hague 1964, S. 9.

9 Hans-Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, 2. Aufl., Tübingen 1965, S. 243.

10 Ebenda, S. 234.

11 Edmund Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*, Hrsg. M. und W. Biemel, Den Haag 1950, S. 43f.

vollständige Ausschaltung alles Subjektiven – die reine Schau, die Hebung des Gegenstandes ins reine Bewusstsein, die reine intuitive Erfassung – vermittelt mit andern Worten Erkenntnis. So ist für den Phänomenologen der blaue Himmel das, was er unmittelbar visuell wahrnimmt, der Physiker aber verstrickt sich hinter Theorien und mathematischen Denkopoperationen, so dass letztlich auch ein Blinder zu wissen vermeinen kann, was der blaue Himmel ist. Ein eventuell hinter dem Ding Liegendes interessiert den Phänomenologen aber nicht, sondern nur das, was sich ihm am blauen Himmel selbst zeigt. Allgemein: er schaut die Lebenswelt so, wie sie sich ihm bietet, ganzheitlich und unmittelbar, in systematischer und reiner Innenbetrachtung, unabhängig davon, ob diese Lebenswelt wirklich ist oder nicht. Dies scheint ihm möglich, weil die Lebenswelt in erster Linie die Welt des ausserwissenschaftlichen Lebens ist, an der jedermann mehr oder weniger Anteil hat¹² und die vor allem „als ein Reich ‚anonym‘ gebliebener subjektiver Phänomene“¹³ erschliessbar bleibt. Dies scheint aber auch sinnvoll, weil das wirklich Erste doch nur die „bloss subjektiv-relationale“ Anschauung des vorwissenschaftlichen Weltlebens ist; denn auch Wissenschaftler, deren Apparaturen, Massstäbe, Feststellungen usw. sind selbst wieder Gegenstand schlichter Erfahrung und damit Teil des vorwissenschaftlichen Weltlebens. Dieses Lebensweltliche benützen kann aber nicht bedeuten, dass man es auch gleichzeitig erkennt.¹⁴ Cicourel, letztlich in Anlehnung an Husserl, stellt denn auch deutlich die Problematik des Messens sozialer Lebenswelten bloss¹⁵. Der Phänomenologe hingegen braucht nicht zu messen, ihm geht es ja letztlich um die Durchleuchtung der Lebenswelt, um die analytisch-explizierende Beschreibung ihrer Struktur. Zu allgemeinen, nicht aber notwendigerweise überzeitlichen Durchdringungen gelangt er dann, wenn er etwa das Wesen der menschlichen Erfahrung zu enthüllen versucht¹⁶.

Die *hermeneutische Denkweise* ist nicht grundsätzlich verschieden von der phänomenologischen; denn Verstehen heisst primär den Menschen in seinem Denken tiefer begreifen, entweder durch die Auslegung von Produkten seines Geistes oder durch die Deutung seiner selbst. Die Hermeneutik ist ein Stück Selbsterhellung des menschlichen Daseins¹⁷. Dieses Verstehen, Begreifen, Auslegen oder Deuten wird aber – entgegen der Absicht Husserls – von einem Vorverständnis immer schon erleuchtet und geführt. Der Hermeneutiker ist sich mit andern Worten seiner Vorurteile wohl bewusst; er weiss, dass er von einem vorgegebenen Standpunkt aus an die Auslegung eines Textes herantritt. Er weiss, dass die grossen geschichtlichen Wirklichkeiten „schon immer vorgängig für jedes Erlebnis bestimmend sind“ und in Wahrheit dem Menschen nicht die Geschichte,

12 Strasser (Anm. 6), S. 66.

13 Husserl (Anm. 7).

14 Ebenda, S. 127ff.

15 Aaron V. Cicourel, *Method and Measurement in Sociology*, 3. Aufl., New York/London 1967, (insbesondere S. 18ff.).

16 Strasser, (Anm. 6), S. 251

17 Otto Friedrich Bollnow, *Philosophie der Erkenntnis. Das Vorverständnis und die Erforschung des Neuen*, Stuttgart 1970, S. 29.

sondern er umgekehrt zur Geschichte gehört. „Die Selbstbesinnung des Individuums ist nur ein Flackern im geschlossenen Stromkreis des geschichtlichen Lebens. Darum sind die Vorurteile des einzelnen weit mehr als seine Urteile die geschichtliche Wirklichkeit seines Seins“¹⁸. Jede auf Erkenntnis gerichtete Auslegung weist daher zirkulären Charakter auf. Denn bevor wir etwas erkennen, wissen wir bereits etwas. Wir besitzen ein gewisses offenes Vorverständnis¹⁹, welches uns gestattet, die neu auf uns zukommenden Tatsachen zu interpretieren und umgekehrt. Heidegger beschreibt denn auch das Verstehen als „das Ineinanderspiel der Bewegung der Überlieferung und der Bewegung des Interpretieren“²⁰. Im Verstehen wird der Zirkel also geradezu vollzogen. Wenn deshalb die erkenntnistheoretische Aufgabe der Hermeneutik nur als Rekonstruktion des Sinnes eines gegebenen menschlichen Produktes aufgefasst wird²¹, das Verstehen mit andern Worten als ein blosses Wiedererkennen und Nachkonstruieren des Sinnes eines Textes bezeichnet wird, dann wird gerade diese wesentlichste Voraussetzung allen Auslegens vernachlässigt und negiert, dass Auslegung immer auch ein Stück Anwendung des zu verstehenden Textes auf die gegenwärtige Situation des Auslegers darstellt. Verstehen ist nämlich stets ein produktives Verhalten, das auf die Erkenntnis des „wahren“ Sinnes (eines Textes) ausgerichtet ist, eines Sinnes, welcher meist übertroffen wird vom gemeinten Sinn des Autors.²²

Interpretation will aber nicht heissen, dass jede beliebige Deutung erlaubt sei. Kriterium für die Richtigkeit des Verstehens kann nur seine Bewährung sein. Bewährung bzw. Zustimmung erreicht nur derjenige, der die Vor- von den Missverständnissen zu scheiden und das zirkelhafte Verhältnis des Sinnzusammenhanges aufzuzeigen vermag, in welchem nicht nur das Ganze aus dem Einzelnen, sondern auch das Zusammenspiel des Einzelnen zum Ganzen zu verstehen ist²³. Betti spricht denn auch vom Kanon der Sinnadäquanz des Verstehens bzw. vom Kanon der hermeneutischen Sinnentsprechung²⁴. Daneben sind aber auch die logischen, sachlichen und empirischen Zusammenhänge und die Übereinstimmung mit Gesetzmässigkeiten aufzuzeigen²⁵.

Die *dialektische Denkweise*, vornehmlich der sich an Hegel und Marx anlehenden Frankfurter Schule – und hier sei nur Habermas herausgegriffen – lässt sich vorerst eindeutig durch die Hermeneutik erklären. Auch sie „bezweifelt, dass die Wissenschaft in Ansehung der von Menschen hervorgebrachten Welt ebenso indifferent verfahren darf, wie es in den exakten Naturwissenschaften mit

18 Gadamer, (Anm. 9), S. 261.

19 Gerhard Frey, *Philosophie und Wissenschaft. Eine Methodenlehre*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1970, S. 65ff.

20 Zitiert nach Gadamer (Anm. 9), S. 277.

21 Frey (Anm. 19), S. 68.

22 Gadamer (Anm. 9), S. 280.

23 Ebenda, S. 275. – Frey (Anm. 19), S. 69.

24 Emilio Betti, *Allgemeine Auslegungslehre als Methodik der Geisteswissenschaften*, Tübingen 1967, S. 53.

25 Frey (Anm. 19), S. 69.

Erfolg geschieht”²⁶; denn der Wissenschaftler gehört selber der Gesellschaft an, innerhalb deren er forscht. Seine vorgängige Erfahrung der Gesellschaft als Totalität lenkt jede Theorie, die er schafft²⁷. Auch die Dialektik knüpft damit an den hermeneutischen Zirkel an. Indem sie aber „die verstehende Methode . . . mit den vergegenständlichen Prozeduren kausal-analytischer Wissenschaft verbindet und beide in wechselseitig sich überbietender Kritik zu ihrem Recht kommen lässt”²⁸, verlässt sie teilweise den Boden der Hermeneutik und sieht eine neue Synthese²⁹. Sie bleibt aber, was sie bereits ursprünglich war, nämlich eine Dialogmethode, welche darauf abzielt, aus These und Antithese schliesslich zu einer Synthese zu gelangen.

Anders als die phänomenologische und hermeneutische Denkweise verfügt der *Rationalist* über ganz bestimmte und als gültig angenommene Denkregeln – die aristotelische Logik und die Logistik –, die es ihm ermöglichen, zu sogenannten sichern Erkenntnissen zu gelangen, ohne sich in Widersprüchen zu verstricken. Grundoperation seines Denkens ist die Deduktion, die Ableitung oder das Schliessen aus einer bereits bekannten Aussage auf eine andere Aussage nach dem einfachen Beispiel etwa: ‚wenn a, dann b‘. Voraussetzungen für eine erfolgreiche Deduktion sind das Vorhandensein einer als richtig anerkannten Aussage einerseits sowie einer logischen Regel andererseits, die es erlaubt, aufgrund der anerkannten Aussage eine andere neue Aussage als richtig anzuerkennen³⁰, bzw. eine solche zu erklären. In jedem Fall ergibt sich rein logisch eine nicht abbrechbare Deduktions- bzw. Erklärungskette. Da nun aber auch in einem dergestalteten logischen System ein archimedischer Punkt nicht sichtbar wird, liegt der letzte gesicherte Ausgangspunkt in der Setzung von Axiomen. Rationales Denken ist darum letztlich axiomatisches Denken³¹.

Anders als das Descartessche Denken bewegt sich dieses axiomatische Denken innerhalb eines formalen Seins; denn stets sind nur Ableitungen bzw. Deduktionen aus andern Aussagen möglich, keinesfalls aber Ableitungen oder Erklärungen aus Tatsachen. Die Aussagen sind stets entweder widerspruchsfrei oder mit Widersprüchen behaftet, mit andern Worten entweder analytisch wahr oder analytisch falsch, bzw. formal-logisch wahr oder formal-logisch falsch. Auch eine kausale Erklärung wird damit zu einer blossen logischen Ableitung. Das Hempel-Oppenheim-Schema der wissenschaftlichen Erklärung ist ein typisches Beispiel einer rein logisch-deduktiven Ableitung. Danach besteht die Erklärung einer

26 Jürgen Habermas, *Zur Logik der Sozialwissenschaften, Materialien*. 2. Aufl., Frankfurt a/Main 1971, S. 11.

27 Ebenda, S. 13f.

28 Ebenda, S. 18. – Theodor Adorno, „Soziologie und empirische Forschung“ in: Horkheimer/Adorno: *Sociologica II. Reden und Vorträge*, Frankfurt a/Main 1962, S. 205ff.

29 Helmut Seiffert, *Einführung in die Wissenschaftstheorie* Bd. 2. *Geisteswissenschaftliche Methoden: Phänomenologie – Hermeneutik und historische Methode – Dialektik*, München 1970, S. 252.

30 Bochenski (Anm. 2), S. 74.

31 Hilbert/Ackermann, *Grundzüge der theoretischen Logik* 4. Aufl., Berlin/Göttingen/Heidelberg 1959. – Herbert Stachowiak, *Rationalismus im Ursprung. Die Genesis des axiomatischen Denkens*, Wien 1971.

Gesetzmässigkeit in deren Subsumtion unter ein allgemeineres Gesetz oder in ihrer Einbettung in eine umfassende Theorie, aus der diese Gesetzmässigkeit folgt³².

Der moderne *Empirismus* (Neopositivismus) ist keine in sich einheitliche Strömung. Er zerfällt mindestens in die Analytische Philosophie und den logischen Empirismus. In seiner Geisteshaltung und durch die Übernahme einzelner Lehrsätze ist er sowohl mit dem klassischen Empirismus (Hume) wie mit dem Positivismus (Mill), dem Empirio-kritizismus (Mach), dem integralen Empirismus (Russell, Wittgenstein) und dem Wiener Kreis, dessen prominentester Vertreter noch immer Rudolf Carnap ist, verbunden. Gemeinsam ist allen Empiristen die Ablehnung jedes Apriorismus, jeder Introspektion und aller metaphysischer Begriffe. Alle Erkenntnis aus der Erfahrung a posteriori, so lautet positiv umschrieben ihre Grundthese³³, oder, nach den Worten von Carnap: „Der erkenntnistheoretische Kern jeder konkreten Erkenntnis von Fremdpsychischem besteht aus Wahrnehmungen von Physischem . . .“³⁴. Einzige Quelle des Wissens sind somit letztlich die Naturwissenschaften, die als einzige intersubjektiv überprüf- bare empirische Erfahrungen liefern können. Alle Philosophie wird deshalb zu Sprachkritik³⁵ und zu Logik und Logistik. Es entstand darum die Forderung, neben der Logik und Logistik zuerst – vor aller empirischen Arbeit – eine der empirischen Beobachtung zugängliche, d. h. auf physikalische Begriffe reduzier- bare Sprache zu konstruieren, und erst dann die Frage, was wissenschaftlich ist, danach zu entscheiden, ob es in dieser Sprache überhaupt ausgedrückt werden kann³⁶. Es sind denn auch diese drei Elemente, das empiristisch-positivistische, das logische und das szientistische Element, welche nicht nur in den Arbeiten von Carnap zusammenfliessen.

Als wissenschaftlich akzeptierbare Aussagen können damit nur jene Aussagen gelten, die entweder rein logisch begründbar sind oder sich durch Wahrnehmungen bewährten oder – und dies ist gewissermassen eine Einschränkung des Prinzips des Empirismus – beobachtbar bzw. intersubjektiv nachprüfbar sind. Aussagen sind mit andern Worten nur dann als wissenschaftlich zu bezeichnen, wenn sie entweder analytische oder empirische Aussagen sind³⁷.

Die empirische Denkweise bleibt nun aber nicht bei der blossen Sicherstellung von allseits überprüfbaren Erfahrungen stehen; ihr Erkenntnisinteresse ist vielmehr darauf gerichtet, von Einzelerfahrungen auf empirische Regelmässigkeiten bzw. Natur-(Kausal-)gesetze vorzustossen. Da aber keine Induktion schlüssig ist, das Induktionsverfahren Intuition und Kombinationsgabe voraussetzt, der Induktionsschluss ein Wahrscheinlichkeitsschluss ist³⁸, erlauben auch die Regeln

32 Stegmüller (Anm. 7), S. 449ff.

33 Lothar Krauth, *Die Philosophie Carnaps*, Wien/New York 1970, S. 2ff.

34 Rudolf Carnap, *Scheinprobleme in der Philosophie. Das Fremdpsychische und der Realismusstreit*, (Gedruckt nach der 2. Aufl. von R. C., *Scheinprobleme in der Philosophie*, Hamburg 1961) Frankfurt a/M. 1966, S. 32.

35 Wittgenstein (Anm. 3), 4.0031.

36 Arnold Brecht, *Politische Theorie. Die Grundlagen politischen Denkens im 20. Jahrhundert* (dt. Übers.), Tübingen 1961, S. 218.

37 Stegmüller (Anm. 7), 354f.

38 Karl Raimund Popper, *Logik der Forschung*, 4. Aufl., Tübingen 1971, S. 5.

der Statistik keinen zwingenden Vorstoss zu empirischen Gesetzmässigkeiten. Für den Empiristen bestehen daher nur zwei Möglichkeiten³⁹. Entweder er akzeptiert trotzdem ein apriorisch synthetisches Prinzip, nämlich dasjenige der Uniformität des Naturgeschehens, und bedient sich des induktiven Verfahrens⁴⁰, oder aber er verwirft die induktive Logik, wie Popper dies tut, und gelangt zur deduktiven Methode der Nachprüfung (kritischer Rationalismus), die die rationalistische und empiristische Denkweise verbindet. Diese analytisch-empirische Verfahrensweise erschliesst den hypothetisch-deduktiven Zusammenhang von Aussagen mit der intersubjektiven Erfahrung. So fordert Popper nicht, dass eine Aussage empirisch endgültig als wahr bezeichnet werden soll; eine empirisch-wissenschaftliche Aussage soll seiner Ansicht nach vielmehr an der Erfahrung scheitern können, und zwar durch logische Schlüsse von besonderen Aussagen auf allgemeine Sätze⁴¹.

Ein letzter und zugleich Hauptschritt der empirischen Denkweise vollzieht sich mit der Erklärung und Voraussage von (neuen) Tatsachen und Beobachtungen. Der Denkvorgang ist dabei ein umgekehrter. Denn wie jede Erklärung und Voraussage ist auch die empirische eine logische Ableitung, indem auch hier von Aussagen über Gesetzmässigkeiten auf Aussagen über Einzeltatsachen zu schliessen ist. Im Hempel-Oppenheim-Schema sind die Bedingungen einer derartigen wissenschaftlichen Erklärung angegeben. Wie bereits oben erwähnt, ist der Induktionsproblematik wegen letztlich keine empirische Gesetzmässigkeit vollständig zu überprüfen, so dass jede deduktiv-logische Erklärung und Voraussage fragwürdig wird und die Warum-Frage als nicht abschliessend beantwortbar abgetan werden muss. Induktiv-statistische Erklärungen kann es darum nach Ansicht von Stegmüller gar nicht geben, sondern nur Vernunft-, nicht aber Seinsgründe oder Ursachen⁴².

Mit der *Kybernetik*⁴³, einem Teilgebiet der Allgemeinen Systemtheorie⁴⁴, verbindet sich keine grundsätzlich neue Betrachtungsweise, da es ihr letztlich – genauso wie etwa ethisch-normativen oder entscheidungstheoretischen Schulen – um die Beantwortung der Frage nach der situationsadäquaten Handlungs-

39 Krauth (Anm. 33), S. 155.

40 Bertrand Russell, *Human Knowledge. Its Scope and Limits*, New York 1948, 496ff. (S. 503ff.).

41 Popper (Anm. 38), S. 5ff. – Zum kritischen Rationalismus in seiner Auseinandersetzung mit andern Denkrichtungen vgl. Hans Albert, *Konstruktion und Kritik. Aufsätze zur Philosophie des kritischen Rationalismus*, Hamburg 1972.

42 Wolfgang Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, Bd. I: *Wissenschaftliche Erklärung und Begründung*, Studienausgabe, Teil B: Statistische Erklärungen. Deduktiv-nomologische Erklärungen in präzisen Modellsprachen. Offene Probleme, Berlin/Heidelberg/New York 1969, S. 703ff.

43 Gegenwärtig hat sich noch keine der vielen Kybernetik-Definitionen richtig durchgesetzt. In Anlehnung an Walter Krieg, *Kybernetische Grundlagen der Unternehmensgestaltung*, Bern/Stuttgart 1971, S. 27, wollen wir indessen die Kybernetik als die „formale, interdisziplinäre Metawissenschaft von den Strukturen und Nachrichtentransformationen aller denkmöglichen zielorientierten dynamischen Systemen“ auffassen.

44 Die Kybernetik befasst sich im Gegensatz zur Allgemeinen Systemtheorie nur mit zielgerichteten dynamischen Systemen, nicht aber mit Systemen schlechthin.

weise geht⁴⁵. Sie hebt sich aber insofern vor allem von der empirischen Denkweise ab, als sie den Gegenstand ihrer Betrachtung nicht als etwas Abgeschlossenes, Vollständiges, Begrenztes, sondern als etwas Offenes, Unvollständiges, Komplexes und Dynamisches auffasst, damit die Komplexität der Dinge akzeptiert und auch anerkennt, dass der Kausalanalyse – der Untersuchung der Ursache-Wirkungszusammenhänge – Grenzen gesetzt sind⁴⁶. Sie fragt darum nicht nach dem Sein der Dinge, sondern nach der Art und Weise des Verhaltens. Sie fragt auch nicht nach dem Warum dieses Verhaltens. Entscheidend ist für sie vielmehr, dass dieses Verhalten ‚funktioniert‘, dass es etwas tut („ask not why it works, only if it works“)⁴⁷. Die kybernetische Denkweise ist darum primär funktional und behavioristisch ausgerichtet. Dabei geht es wie bereits angetönt darum zu untersuchen, wie komplexe, offene, zielgerichtete Systeme trotz mangelnder Information beherrscht und zielgerichtet gelenkt werden können⁴⁸. Diese Intention liegt auch dem Bemühen zugrunde, mittels des kybernetischen Ansatzes zu einer allgemeinen Theorie vorzudringen.

Das methodische Vorgehen erschöpft sich auch bei der Verwendung der Kybernetik in einem bestimmten Fachgebiet vor allem darin, das Verhalten eines bestimmten Systems und seiner Merkmale phänomenologisch mittels Kalkülen (Korrelationsanalysen usw.), feed backs und Modellkonstruktionen zu erfassen, um so zur Gestaltung des realen Systems zu gelangen⁴⁹.

Nach dieser kurzen, vielleicht nur allzu kurzen und beileibe nicht abschließenden Darlegung der einzelnen Denkmethoden soll nun ein gewisser Systematisierungsversuch unternommen werden, der die weitere Arbeit zu erleichtern hat. Und zwar sei versucht, die einzelnen Denkmethoden nach ihren Denkvorgängen, ihrem Ziel und ihrer Logik⁵⁰ zu gliedern (Tab. 1).

Ein Systematisierungsversuch dieser Art hat und kann nicht zum Ziele haben, nun abschliessend über das Denken des Menschen zu ‚befinden‘. Er soll lediglich aufzeigen, wie und in welchen Bahnen dieses Denken verläuft, wo Berührungspunkte und wo Gegensätze auftreten. Er soll aber vor allem eines aufzeigen, nämlich wie sehr der Begriff der Wahrheit von der je gewählten Methode abhängig ist, da jede Methode je ihre eigene Logik aufweist, und zwar eine Logik, deren Regeln bzw. Kriterien nur mehr oder weniger anerkannt sind, welche aber

45 Krieg (Anm. 43), S. 33.

46 Ebenda, S. 36. – Stafford Beer, *Kybernetik und Management*. 3. Aufl., (dt. Übers.), Hamburg 1967, S. 121ff. – Ders.: *Decision and Control. The Meaning of Operational Research and Management Cybernetics*. London 1966, S. 270ff.

47 Ross W. Ashby, *An Introduction to Cybernetics*, 3. Aufl., London 1968, S. 1.

48 Krieg (Anm. 43), S. 37.

49 Helmar G. Frank, *Kybernetische Grundlagen der Pädagogik. Eine Einführung in die Pädagogik für Analytiker, Planer, Techniker des didaktischen Informationsumsatzes in der Industriegesellschaft*, Bd. 1, *Allgemeine Kybernetik*, 2. Aufl., Baden-Baden 1969, S. 28ff.

50 Wolfgang Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, Bd. I: *Wissenschaftliche Erklärung und Begründung*, Studienausgabe, Teil 1: Das ABC der modernen Logik und Semantik. Der Begriff der Erklärung und seine Spielarten. Berlin/Heidelberg/New York 1969, S. 86.

Tabelle 1: Gliederung der verschiedenen Denkmethoden

<i>Denkmethoden</i>	<i>Denkvorgang</i>	<i>Denkziel</i>	<i>logische Kriterien</i>
– Phänomenologie	Intuition	Wesensschau	eigene innere Evidenz
– Hermeneutik	Auslegung	Verstehen	Zustimmung/Ablehnung bzw. Bewährung/Überholung
– Rationalismus bzw. Axiomatik	Deduktion	erklären	formallogisch wahr/formallogisch falsch, bzw. analytisch wahr/analytisch falsch
– Empirismus	Induktion Deduktion	erklären bzw. begründen	empirisch wahr/ empirisch falsch
– Kybernetik	Untersuchung der Funktionsweise	gestalten	sinnvoll, unsinnig, möglich, unmöglich, nützlich usw.

für die Gültigkeit der in einer bestimmten Denkweise je gemachten Erkenntnisse entscheidend sind. So ist beispielsweise eine Aussage dann und nur dann formallogisch bzw. analytisch wahr, wenn sie sich nach den Regeln der Deduktionslogik eindeutig aus einer andern Aussage ergibt, währenddem hermeneutisch betrachtet ein erreichtes Verstehen dann als wahr zu betrachten ist, wenn es entweder Zustimmung erfährt oder sich bewährt bzw. nicht durch ein neueres Verständnis überholt wird.

II. Die einzelnen Denkmethoden in der Politikwissenschaft

Die Wissenschaftstheorie hat als Meta-Wissenschaft auch der Politikwissenschaft den theoretischen Unterbau zu liefern. Zwar ist bereits auf politologischer Ebene die Methodendiskussion seit geraumer Zeit im Gang; doch diese hat nur sehr wenig zur Klärung der Verhältnisse und Beziehungen zwischen und innerhalb der verschiedenen Schulen beizutragen vermocht. Dies erschwert die wissenschaftstheoretische Betrachtung der Politikwissenschaft. Wenn eine derartige Vorgehensweise hier trotzdem versucht sein soll, dann in der Erkenntnis, dass, wenn wissenschaftliches Arbeiten letztlich eine Angelegenheit des Denkens ist, auch die Lehre von der Politik, sofern sie eine Wissenschaft sein will, nicht ihr Erkenntnisobjekt zum alleinigen Abgrenzungskriterium machen darf, sondern im Gegenteil auch sie sich den Anforderungen richtigen wissenschaftlichen Denkens zu unterziehen hat.

1. Methoden und Gegenstände in der Politikwissenschaft

Gegenwärtig segelt eine ganze Batterie von mehr oder weniger bedeutsamen Schulen und Denkrichtungen unter der Flagge der Politikwissenschaft. Teils

Tabelle 2: *Methoden und Gegenstände in der Politikwissenschaft*

Methoden- Gegenstand	Polit. Philo- sophie	Histori- sierende PW	Behavio- rismus	Kompa- rativis- mus	Funktio- nalismus	Polit. Ratio- nalis- mus	Polit. Kyber- netik	kriti- sche Theo- rie
Verhalten	x	x	x	x		x	x	(x)
Institu- tionen/ Strukturen	x	x		x		(x)	x	(x)
Funktionen				(x)	x		x	
Ganzheit/ Totalität	x	x			x		x	x
Werte	x	(x)		(x)				x

nehmen sie kaum voneinander Notiz, teils gehen sie ineinander auf, und teilweise sind sie mit- und untereinander zerstritten. Ein Versuch, alles einfangen zu wollen, muss wahrscheinlich an der Mannigfaltigkeit scheitern. So soll denn hier lediglich von den bedeutsameren Hauptrichtungen und deren Hauptgegenstände in einer stark typologischen – um nicht zu sagen stilisierenden – Sicht die Rede sein (vgl. Tabelle 2).

Der Kreis der *politischen Philosophen*, einst bedeutsam und erst heute wieder mit etwas zunehmendem Einfluss, ist keine in sich abgeschlossene Schule. Mehr der aristotelischen Tradition, der Niebuhrschen Theologie oder andern christlichen und philosophischen Weltanschauungen verpflichtete Denkrichtungen sind ihm letztlich in gleicher Weise zuzuordnen. Man denke an die Kreise um Strauss, Voegelin, Bergstraesser, Hennis, Arendt, Spiro, Morgenthau u. a. Nach Ansicht kritischer Rationalisten und Empiristen liefert die politische Philosophie höchstens eingehender Untersuchungen zu unterwerfender Hypothesen, keinesfalls aber Erkenntnisse selbst. Und in der Tat verstehen vor allem die Bewahrer des aristotelischen Denkens ihre Aufgabe darin, philosophische Reflexionen über Sinnentwürfe menschlichen Denkens einerseits und Erfahrungsanalysen über politische Institutionen andererseits miteinander zu vermitteln⁵¹, um in der Konfrontation des Normativen mit dem Faktischen gewissermassen zu neuen Erkenntnissen und vor allem zu Handlungsanweisungen⁵² zu gelangen. Gemeinsam ist ihnen allen darum ein stark normativer Zug. Dies gilt auch für die sog. realistische Schule um Niebuhr und Morgenthau, die sich als im Schnittpunkt zwischen politischer Theorie und empirischer Forschung bewegend bezeichnet⁵³, und die

51 Heinrich Schneider, *Aufgaben und Selbstverständnis der Politischen Wissenschaft*, Darmstadt 1967, S. XXXII.

52 Dieter Oberndörfer, „Politik als praktische Wissenschaft“, in: ders. (Hrsg.), *Wissenschaftliche Politik. Eine Einführung in Grundfragen ihrer Tradition und Theorie*, 2. Aufl., Darmstadt 1966, S. 19. – Wilhelm Hennis, *Politik als praktische Philosophie*. Neuwied/Berlin 1963, S. 35. – Eric Voegelin, *Die Neue Wissenschaft der Politik*. München 1959, S. 14.

53 Gottfried-Karl Kindermann, „Philosophische Grundlagen und Methodik der Realistischen Schule von der Politik“, in: Oberndörfer (Hrsg.), (Anm. 52), S. 263.

der angenommenen Bösheit der unverrückbaren Macht wegen der Frage nach der Wahl des geringeren Übels nachzugehen versucht⁵⁴. Besonders normativen Charakter offenbart aber vor allem Strauss, bei dem etwa Fragen nach der besten Gesellschaft oder nach dem besten Staat in den Vordergrund gerückt werden⁵⁵.

Die Stärke der politischen Philosophen ist nicht das Nebeneinanderreihen von Tatsachen, sondern mehr deren Verbindung. Ganzheitliche Betrachtungen, das Aufzeigen von Wirkungszusammenhängen zwischen einzelnen Beobachtungen und allgemeiner Idee⁵⁶ sind für sie entscheidender als das Addieren akzidenteller Eigenschaften. Die Essenz der Dinge überragt und überdauert ihrer Ansicht nach die Ergebnisse empirischer Analysen.

Die *historisierende Politikwissenschaft*, die im zeitlichen Erscheinen auf die politische Philosophie folgte, ist nicht völlig von ihr und andern Schulen abzuheben. Dies gilt vor allem dann, wenn deren Protagonisten aus den Tatbeständen der Geschichte wohl die wesentlichsten Erkenntnisse der Wissenschaft von der Politik zu gewinnen versuchen, diese aber gleichzeitig in ein politisch-philosophisches Sinn-System einbetten, wie dies etwa in der realistischen Schule geschieht⁵⁷. Die Geschichte wird dabei nicht allein zur Fundgrube wissenschaftlicher Erkenntnisse erhoben, weil mancher Historiker zur Politikwissenschaft hinüberwechselte. Die historisch-genetische Betrachtungsweise, aber auch die Suche nach Vergleichen, das Aufdecken von Analogien in der Geschichte wird dann zum methodischen Ansatz, wenn Konstanten der Geschichte vorausgesetzt werden⁵⁸ bzw. angenommen wird, das Wesen des Menschen habe sich seit seinem Ursprung nicht geändert⁵⁹. Dies gilt nicht nur für eine bloss ideographischen Charakter beanspruchende Politikwissenschaft. Insofern darum die Geschichte als „königliche Strasse“, die zur politischen Analyse führt, aufgefasst wird⁶⁰, ist auch der historische Ansatz als eigene Denkrichtung in der Politikwissenschaft zu bezeichnen, wenngleich gerade dadurch ein komparativistischer und in gewissem Sinne auch positivistischer Zug deutlich wird⁶¹ und das Verhältnis von Geschichte und Politikwissenschaft heute noch nicht als geklärt gelten kann⁶².

54 Hans J. Morgenthau, *Scientific Man Versus Power Politics*. Chicago 1946, S. 191ff./201ff.

55 Leo Strauss, „What its Political Philosophy?“ in: Gould/Thursby (Hrsg.), *Contemporary Political Thought. Issues in Scope, Value and Direction*, New York 1969, S. 46ff., der die politische Philosophie definiert als „the attempt truly to know both the nature of political things and the right, or the good, political order.“

56 Axel Görlitz, *Politikwissenschaftliche Propädeutik*, Reinbex b/Hamburg 1972, S. 31.

57 Kindermann (Anm. 53), S. 264.

58 Jean-Rodolphe von Salis; *Geschichte und Politik. Betrachtungen zur Geschichte und Politik. Beiträge zur Zeitgeschichte*, Zürich 1971, S. 151.

59 So etwa bei Hans J. Morgenthau, *Macht und Frieden. Grundlegung einer Theorie der internationalen Politik*, (dt. Übers.), Gütersloh 1963, S. 49f.

60 Jean Meynaud zitiert nach von Salis (Anm. 58), S. 154.

61 Dies zeigt sich deutlich im Werk von Samuel P. Huntington, *Political Order in Changing Societies*, New Haven/London 1968.

62 Vgl. die etwas undurchsichtige Arbeit von Hans Mommsen, „Zum Verhältnis von politischer Wissenschaft und Geschichtswissenschaft in Deutschland“, in: *Schneider* (Anm. 51), S. 283ff.

Abzuheben von einer so verstandenen historisierenden Politikwissenschaft ist der politische Historizismus, der die historische Relativität aller Entwicklung behauptet und darum die Anwendung streng naturwissenschaftlicher Methoden in der Politikwissenschaft ablehnt⁶³.

Zu Beginn der fünfziger Jahre begannen die Auseinandersetzungen der politischen Philosophen mit den *Behavioristen*, den neopositivistisch orientierten, jeder Wertung und abstrakten Theoriebildung abholden Verhaltensforschern⁶⁴. Die Behavioristen entwickelten sich von einer ursprünglich kleinen Sekte, die gegen die Denk- und Arbeitsweise in der Politikwissenschaft protestierte, zu einer der bedeutsamsten Schulen⁶⁵. Aber auch sie bilden keine einheitliche Richtung⁶⁶; ihre Auseinandersetzungen richteten und richteten sich nicht nur gegen die politischen Philosophen. Immerhin sind gemeinsame Eckpunkte relativ leicht festzustellen, wie dies etwa bei Easton deutlich wird⁶⁷.

Im Zentrum ihrer Forschungstätigkeit stehen im Gegensatz zur politischen Philosophie nicht wertende institutionelle und ganzheitliche Betrachtungen, sondern das durch Erfahrungen (Beobachtungen, Wahrnehmungen) erkannte Verhalten des politisch-sozialen Individuums, weniger jedoch dasjenige grösserer Gruppen oder Institutionen⁶⁸. Nach Ansicht von Eulau hat die moderne Verhaltensforschung im Gegensatz zu früher nur mehr wenig mit der stimulus-response-Psychologie gemeinsam, da sie sich nicht mehr nur mit den offenkundigen Handlungen des Individuums, sondern auch mit seinen wahrnehmbaren Motiven und Erwartungen beschäftigt. Das Verhalten umfasse darum sowohl die offenbaren Handlungen als auch deren wahrnehmbare Komponenten⁶⁹. Noch immer wird aber jeder Rekurs auf innere Beobachtungen abgelehnt. Ziel der Forschungstätigkeit sind quantitativ gefasste empirische Erklärungen und Voraussagen über das politische Verhalten, wobei die aufgefundenen Regel- bzw. Gesetzmässigkeiten strengen Verifizierungs- bzw. Falsifizierungstests zu unterwerfen sind⁷⁰. Mehr als früher wird jedoch die Bildung von deduktiv-empirischen Theorien und Aussagezusammenhängen in den Vordergrund geschoben⁷¹, währenddem die wert-

63 Karl Raimund Popper, *Das Elend des Historismus*. 2. Aufl., Tübingen 1969, S. 5 – Eugene F. Miller, „Positivism, Historicism, and Political Inquiry“, in: *American Political Science Review* 1972, 796ff (800ff.).

64 Avery Leiserson, „Problems of Methodology in Political Research“, in: Eulau/Eldersveld/Janowitz (Hrsg.), *Political Behavior. A Reader in Theory and Research*, Glencoe, Ill., S. 53 ff. – Eldersveld/Heard/Huntington/Janowitz/Leiserson/Mc Koan/Truman. „Research in Political Behavior“, in: *Ebenda*, S. 64 ff.

65 Robert A. Dahl, „The Behavioral Approach in Political Science“, in: Gould/Thursby, (Anm. 55), S. 123.

66 Klaus von Beyme, *Die politischen Theorien der Gegenwart. Eine Einführung*. München 1972, S. 103.

67 David Easton, *A Framework for Political Analysis*, Englewood Cliffs, N. Y. 1965, S. 6ff.

68 *Ebenda*, S. 5.

69 Heinz Eulau, *Micro-Macro-Political Analysis. Accents of Inquiry*. Chicago 1969, S. 151.

70 Easton (Anm. 67), J. 7. – Abraham Kaplan, *The Conduct of Inquiry. Methodology for Behavioral Science*, San Francisco 1964.

71 James A. Robinson, „Trends and Issues in American Political Science“. *Schweizerisches Jahrbuch für Politische Wissenschaft*, Bd. 8, (1968), S. 9.

neutrale Haltung nach wie vor unbestritten ist und eine engagierte Betrachtung abgelehnt wird.

Neben diesen eben vorgestellten methodischen Ansätzen sind zwei weitere Denkrichtungen zu erwähnen, von denen die eine, die *vergleichende Politikwissenschaft*, als Disziplin und als Methode zugleich aufgefasst wird, und die andere, der *Funktionalismus*, auf einer etwas anderen Ebene als die bisher besprochenen Ansätze steht. Beide zusammen gehen aber beinahe vollständig in bereits erwähnten oder noch zu besprechenden methodischen Ansätzen auf. Zu Recht kann nämlich letztlich jede auf Erkennen gerichtete Methode als vergleichend charakterisiert werden, und zwar besonders dann, wenn Gesetzmässigkeiten, Ähnlichkeiten oder Unterschiede erkannt werden sollen. Erschöpfte sich früher die vergleichende Politikwissenschaft in institutionell-vergleichende und auf Geschichte und politische Ideengeschichte zurückgreifende Verfassungs- und Länderstudien, die Kontext und Handlungsvorgänge innerhalb der betrachteten Institutionen nicht oder zu wenig beachtete und im ganzen mehr beschreibenden und klassifikatorischen Charakter aufwies⁷², bewegt sie sich schon seit geraumer Zeit auf den neopositivistischen, den traditionell-institutionellen Rahmen sprengenden Ansatz zu, da sie nämlich mit der Suche nach empirischen Gesetzmässigkeiten und Erklärungen neben der Deskription und Klassifikation einen dritten Aufgabenbereich gefunden hat⁷³. Gerade dieser dritte Bereich offenbart aber, dass sich die vergleichende Politikwissenschaft praktisch nur durch die Ausweitung ihres Gegenstandsbereiches und damit durch die Aussicht auf generellere Aussagen von andern methodischen Ansätzen abzuheben vermag.⁷⁴

Ebenfalls komparativ verfahren die Vertreter des *funktionalistischen* Ansatzes, welche versuchen, das Denken in Substanzen aufzuheben und Substanzen durch Funktionen zu ersetzen⁷⁵. Der Funktionalismus ändert damit lediglich den Erkenntnisgegenstand, nicht aber die auf Erkennen gerichtete Denkweise. Entscheidend ist nämlich nicht die Beschaffenheit bestimmter politischer Verhaltensweisen oder bestimmter politischer Strukturen oder die Frage nach dem Warum der Dinge, sondern die Antwort auf die Frage nach dem Beitrag, den diese Verhaltensweisen oder Strukturen an die Aufrechterhaltung eines gesamten Systems zu leisten vermögen⁷⁶, oder allgemeiner: wie weit bestimmte Elemente

72 Wolf-Dieter Narr, *Theoriebegriffe und Systemtheorie*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1969, S. 134f.

73 Macridis/Brown (Hrsg.), *Comparative Politics. Notes and Readings*. 3. Aufl., Homewood, Ill. 1968, S. 3ff. – Peter Gerlich, „Allgemeine Ansätze der neueren vergleichenden Politikwissenschaft: Möglichkeiten und Grenzen“, *Österreichische Zeitschrift für Aussenpolitik*, 1971, S. 324f. – Günther Doeker, „Einführung in die Methodik der vergleichenden Analyse politischer Systeme“, in: Ders. (Hrsg.), *Vergleichende Analyse politischer Systeme. Comparative Politics*, Freiburg i/Br. 1971, S. 17ff.

74 Arenc Ljiphart, „Comparative Politics and the Comparative Method“, in: *American Political Science Review* 1971, S. 684, der den Unterschied zwischen sog. statistischen Methoden und komparativen Methoden lediglich in der Zahl der Fälle erblickt.

75 Von Beyme (Anm. 66), S. 115.

76 W. G. Runciman, „Functionalism as a Method in Political Thought“, in: Gould/Thursby, (Anm. 55), S. 188. – Ders., *Sozialwissenschaft und politische Theorie*, (dt. Übers.), Frankfurt a/M. 1967, S. 116ff. – Niklas Luhmann, *Soziologische Aufklärung*, Köln/

innerhalb eines Ganzen auf die Zwecke dieses Ganzen funktionell ausgerichtet sind. Sowohl der eklektische wie der empirische Funktionalismus wie die strukturell-funktionale bzw. funktional-strukturelle Systemanalyse gehen dabei die Beantwortung dieser Frage mit bereits erwähnten oder nach darzustellenden methodischen Ansätzen an.

Wie die politische Philosophie, so verfährt auch der *politische Rationalismus* um Downs⁷⁷ u. a. normativ und untersucht nicht empirische Gesetzmässigkeiten, sondern hypothetisch-normative Verhaltensregeln. Gleich wie die Nationalökonomie im Modell der vollkommenen Konkurrenz einen homo oeconomicus aufbaute⁷⁸, genauso versucht auch der politische Rationalismus einen sich rational verhaltenden homo politicus und damit ein bestimmtes Rollenverhalten zu konstruieren, das von der Gesamtpersönlichkeit absieht. Der homo politicus ist für Downs sowohl der nach Machterhaltung strebende Entscheidungsträger als auch der rationale Durchschnittswähler, der in der Modell-Demokratie danach trachtet, seinen individuellen Nutzen zu maximieren⁷⁹. Auch nach Böhret handelt ein politischer Entscheidungsträger dann rational, „wenn er konkrete politische Ziele aus dem übergeordneten gesellschaftlichen Wertsystem so ableitet, nach Prioritäten ordnet und verfolgt, dass er seinen politischen Nutzen innerhalb der gegebenen Entscheidungsstruktur maximiert.“⁸⁰ Irrationale und andere Komponenten werden dabei aus dem Modell ausgeschieden, und auch die einzelnen Zielvorstellungen des homo politicus werden im allgemeinen einfach vorausgesetzt und nicht diskutiert. Gegenstand einer solchermaßen verstandenen Betrachtungsweise sind darum nicht Institutionen, Ganzheiten u. a. m., sondern eben nur das auf einen einzigen Wert, die Rationalität, bezogene und damit ein in das Zweck-Mittel-Schema eingebettete Verhalten eines Idealtypus. Anders als die Nationalökonomie musste der politische Rationalismus keine eigenen Theoriegebäude aufstellen, sondern konnte weitgehend auf die Ergebnisse der Spiel- und Entscheidungstheorie zurückgreifen⁸¹, die aber ihrer abstrakten Annahmen wegen einen eher unrealistischen Gehalt aufweisen. So entwickelten sich denn neue Entscheidungstheorien, die einerseits das faktische Verhalten im Entscheidungsprozess zu beschreiben, erklären und voraussagen versuchen, andererseits jedoch sich darum bemühen, dieses Entscheidungshandeln zu rationalisieren und Problemlösungsstrategien zu entwickeln, obwohl sie keinen Bezug auf formale und von aussen eingegebene Entscheidungsregeln nehmen⁸². Im Gefolge der

Opladen 1970, S. 31. – Alfred R. Radcliffe-Brown, *Structure and Function in Primitive Society. Essays and Addresses*. London 1952, 180.

77 Antony Downs, *An Economic Theory of Democracy*, New York 1957. – Carl Böhret, *Entscheidungshilfen für die Regierung, Modelle, Instrumente, Probleme*, Opladen 1970.

78 Vgl. etwa Walter Adolf Jöhr, *Theoretische Grundlagen der Wirtschaftspolitik*, Bd. 1: *Die Argumente der Wirtschaftsfreiheit. Das Modell der vollkommenen Konkurrenz und seine Annäherung an die Wirklichkeit*, St. Gallen 1943, S. 118ff.

79 Downs, (Anm. 77), S. 11ff., S. 20. – Böhret, (Anm. 77), S. 28.

80 Böhret, (Anm. 77), S. 42.

81 Luce/Raiffa, *Games and Decisions. Introduction and Critical Survey*, New York 1957.

82 Frieder Naschold, *Systemsteuerung*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1969, S. 48f. – Vgl. ferner: March/Simons, *Organizations*, 2. Aufl., New York 1959, – Dahl/Lindblom,

Kybernetik erhalten diese modernen Entscheidungstheorien immer grössere Bedeutung.

Gleich wie mit der Entwicklung der Kybernetik und der Systemtheorie vollzog und vollzieht sich auch mit dem Aufkommen der *politischen Kybernetik* eine gewisse Interessenverlagerung innerhalb der Politikwissenschaft, indem mehr Probleme der Modellbildung sowie die Suche nach verschiedenen Regulierungs- und Kontrollsystemen in den Vordergrund geschoben werden mit dem Ziel, einerseits Realisierungsinstrumente für Reformen zu liefern⁸³, andererseits nun endlich die oft nur kleine Teilbereiche umfassenden behavioristischen Studien in einem Konzept aufzufangen, um damit zu einer allgemeinen deduktiv-empirischen Theorie vorzustossen⁸⁴. So bemühte sich insbesondere Easton um die Schaffung eines allgemeinen politischen Systems, in welchem sowohl der behavioristische wie der funktionalistische Ansatz aufgehen, dessen Aufgabe die autoritative Zuteilung von Werten und dessen Ziel die Selbsterhaltung in der Auseinandersetzung mit der Umwelt sein sollte⁸⁵. Ein weiterer Versuch, kybernetisches Denken in die Politikwissenschaft hineinzutragen, stammt von Deutsch, der Regierungsprozesse in Kommunikations- und Steuermodelle umsetzt⁸⁶. Mehr Einfluss als Easton und Deutsch gewann jedoch die struktur-funktionale Theorie von Parsons, die, ebenfalls auf behavioristischem Boden stehend, der Frage nachgeht, welche funktionalen Erfordernisse die Verhaltenstypen zur Aufrechterhaltung des Gesamtsystems, verstanden als ein im Gleichgewicht sich befindender Systemzustand, aufweisen müssen⁸⁷.

Im weitern ist auch die Simulation als ein Stück Kybernetik aufzufassen. Sie vereinigt rationalistische und empirische Elemente, verfährt aber im eigentlichen Sinne modelltheoretisch, akzeptiert die Komplexität und setzt die Korrelations- und Faktoranalyse weitgehend an die Stelle von Kausaluntersuchungen⁸⁸, genauso wie die moderne Entscheidungstheorie, wenn sie Entscheidungsprozesse im System-Umwelt-Modell betrachtet und die Entscheidung nicht mehr als Zweck-Mittel-Auswahl, sondern als „systeminterne Komplexreduzierung in steti- ger Auseinandersetzung mit einer komplexen Umwelt“ versteht⁸⁹.

Politics, Economics, and Welfare, New York 1953. – Gore/Dyson (Hrsg.), *The Making of Decisions: A Reader in Administrative Behavior*, New York 1964.

83 Andreas Jentsch, „Systemanalyse im Regierungsbereich und Reorganisation von Regierung und Verwaltung“, in: Helmut Krauch (Hrsg.), *Systemanalyse in Regierung und Verwaltung*, Freiburg i/Br. 1972, S. 49ff.

84 Narr, (Anm. 72), S. 89/97.

85 David Easton, *A Systems Analysis of Political Life*, 2. Aufl., New York/London/Sidney 1967, insbesondere S. 3/33. – Ders., (Anm. 67).

86 Karl W. Deutsch, *Politische Kybernetik. Modelle und Perspektiven*. (dt. Übers.), Freiburg i/Br. 1969, insbesondere S. 255ff.

87 Talcott Parsons, *Beiträge zur soziologischen Theorie*, 2. Aufl., Neuwied/Berlin 1968, S. 52ff. – Ders., *Societies. Evolutionary and Comparative Perspective*, Englewood Cliffs 1966, S. 5ff.

88 Kern/Rönsch, *Simulationen internationaler Beziehungen: Ein Überblick*, Sonderheft 3, (1971), der Politischen Vierteljahreshefte, *Simulation internationaler Prozesse*. Opladen 1972, S. 11ff.

89 Naschold, (Anm. 82), S. 50. – Dahl/Lindblom (Anm. 82), S. 240.

Mit der *kritischen Theorie* scheint sich der Methodenkreislauf in der Politikwissenschaft, der mit der vorwiegend ganzheitlichen und normativen Betrachtungsweise begann und dann in kleinere, und mittlere Studien aufzugehen drohte, wieder zu schliessen, kommt dieser neue Ansatz doch jenem der politischen Philosophen insofern recht nahe, als er wohl weniger normativ, dafür aber kritisch und vor allem ebenso ganzheitlich ausgerichtet ist. Zentraler Begriff der kritischen Theorie ist das Hegelsche geistige Prinzip der Totalität aller Gesichtspunkte. Totalität will dabei heissen, dass die Einzelfakten nicht an sich zu betrachten sind, sondern einzig „durch die Art und Weise, wie die Gesellschaft im ganzen strukturiert und organisiert ist.“⁹⁰ Die Totalität ist insofern eine Kategorie der Vermittlung⁹¹, mit andern Worten „bestimmende Herrschaft des Ganzen über die Teile“⁹². Daraus ergibt sich auch die kritische Bedeutung. Trotz des ganzheitlichen Ansatzes frägt die kritische Theorie nun aber nicht mehr nach den Annahmen über die Wirklichkeit; sie will vielmehr selbst Wirklichkeit sein, und zwar eine Wirklichkeit, die geschichtlich geprägt ist, ja selbst durch Gegensätze in Gang gehaltene geschichtliche Bewegung ist⁹³. Die Anhänger der kritischen Theorie sprechen darum in erster Linie der Analyse aus dem Zusammenhang des historischen Kontextes der „je vorhandenen gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse“⁹⁴ das Wort. Damit tritt an die Stelle der normativ-analytischen Betrachtungsweise eine gesamtgesellschaftlich-kritische⁹⁵, die den Bezug der Politikwissenschaft zur politischen Ökonomie eröffnet.

2. Wissenschaftstheoretische Betrachtung der methodischen Ansätze in der Politikwissenschaft

Ein Vergleich der Methodenmatrix des wissenschaftstheoretischen Teils (Tab. 1) mit jener der methodischen Ansätze in der Politikwissenschaft (Tab. 2) ergibt ein recht zwiespältiges Bild, da einerseits wohl offensichtlich alle Denkmethode mehr oder weniger Verwendung in der Politikwissenschaft gefunden haben, diese aber andererseits im allgemeinen nicht Abgrenzungskriterium zwischen den verschiedenen Strömungen bilden, und zudem Fragestellungen und Einengungen auf bestimmte Gegenstände das Gemeinsame zu kaschieren ver-

90 Narr, (Anm. 72), S. 72.

91 Theodor W. Adorno, „Zur Logik der Sozialwissenschaften“, in: Ders., *Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie*, Frankfurt a/M. 1970, S. 110.

92 Georg Lukacs, *Geschichte und Klassenbewusstsein* (1923), in: Ders., *Frühschriften Bd. II Geschichte und Klassenbewusstsein*, Neuwied/Berlin 1968, S. 199.

93 Max Horkheimer, „Traditionelle und kritische Theorie (1937)“, in: Ders., *Kritische Theorie. Eine Dokumentation*. Bd. II, Hrsg. Alfred Schmidt, Frankfurt a/M. 1968, S. 190.

94 Joachim Hirsch, *Parlament und Verwaltung*, 2. Teil: *Haushaltsplanung und Haushaltskontrollen in der Bundesrepublik*, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1968, S. 163. – Ders., „Zur politischen Ökonomie des politischen Systems“, in: *Politikwissenschaft. Eine Einführung in ihre Probleme*, Frankfurt a/Main 1969, S. 190ff.

95 Hirsch, *Parlament und Verwaltung*, S. 162.

mögen oder selbst Anstoss für die Schaffung neuer Denkrichtungen geben und geben. Im folgenden sei daher versucht, das Gemeinsame und Trennende der einzelnen Ansätze unter dem methodologischen Blickwinkel soweit zu betrachten, als dies hier auf diesem engen Raum überhaupt möglich ist.

– *Phänomenologie*. Die phänomenologische Denkweise findet in der wissenschaftstheoretischen Betrachtung der Politikwissenschaft nur geringe, um nicht zu sagen keine Beachtung⁹⁶. Und doch scheint es nicht allein unter dem Aspekt der sogenannten vorwissenschaftlichen Primärerfahrung fraglich, einfach über ein Denken hinwegzusehen, das zwar nur schwer fassbar erscheint und bei dem jedermann auf seine eigene innere Evidenz verweisen⁹⁷ und dadurch eine zutiefst babylonische Situation hervorrufen kann. Andererseits scheint in keiner der acht skizzierten Schulen so etwas wie ein Ruf: „Zu den Sachen selbst“ sichtbar; nirgends ist offenbar von historischer Einklammerung, von einem Beiseiteschieben aller Theorien und Meinungen aus Wissenschaft und Alltag und damit von einer entsubjektivierten und die Primärerfahrung aufdeckenden Betrachtungsweise die Rede. Ebenso wenig ist eine existenziale Einklammerung sichtbar. Wenn die *politische Philosophie* aber umgekehrt auf ihrer Suche nach dem Wesentlichen, der Essenz der Dinge, das bloße Aneinanderreihen der Fakten ablehnt und die positivistische Destruktion⁹⁸ beklagt, dann allerdings nähert sie sich dem phänomenologischen Ansatz, der die positivistische Reduktion auf blosses Tatsachenwissen ebenfalls kritisiert⁹⁹, der sich darüber hinaus fragt, ob Vernunft und Seiendes zu trennen, bzw. wo erkennende Vernunft bestimmen kann, was Seiendes ist¹⁰⁰ und der letztlich zur transzendentalen Subjektivität vordringt. So verfährt beispielsweise Burdeau, der allerdings höchstens teilweise zum Kreis der politischen Philosophen gezählt werden kann, insofern phänomenologisch, als er die Gesamtheit der positiven Gegebenheiten dadurch zu koordinieren sucht, in dem er auf eine Idee zurückgreift, die in der Wirklichkeit keiner konkreten Realität entspricht und die er nur durch eine geistige Operation – durch Intuition mit andern Worten – schafft. So wird bei ihm Macht zu einem derartigen geistigen Konstrukt¹⁰¹. Ähnlich, wenn nicht genauso verfährt im Grunde genommen die realistische Schule, wenn sie nach dem letzten Wesen des Menschen fragt, obwohl sie allerdings dann die Antwort auf diese Frage als Grundprämisse politikwissenschaftlichen Arbeitens sieht, und ihr Ruf nach, bzw. ihr Anspruch auf zeitlose Aussagen nur bedingt als phänomenologisch gesichert bezeichnet werden kann.

96 Robert H. Schmidt, „Methoden und Techniken der Wissenschaft, insbesondere der Politologie. Eine Einleitung“, in: Ders. (Hrsg.), *Methoden der Politologie*, Darmstadt 1967, S. XXXI.

97 Brecht (Anm. 36), S. 459.

98 Hennis (Anm. 52), S. 23.

99 Husserl (Anm. 7), S. 3f.

100 Ebenda, S. 9.

101 Georges Burdeau, *Einführung in die politische Wissenschaft* (dt. Übersetzung), Neuwied/Berlin 1964, S. 193f.

In den andern methodischen Ansätzen sind mit Ausnahme der politischen Kybernetik, die in ganzheitlicher Sicht vorerst ihre Modelle konstruiert¹⁰², kaum eigentliche Phänomenologismen erkennbar; es sei denn, man reduziere die Phänomenologie auf den Intuitionismus, was uns indessen doch zu einseitig scheint. Die intuitiven Ansätze, die in jeder der Richtungen zu einem guten Stück mehr oder weniger offenkundig werden – beinahe überall verbindet sich die Vernunft mit dem Seienden – weisen alle, um wieder mit Husserl zu sprechen, auf das „Rätsel der Subjektivität“¹⁰³ hin. Deutlich wird dies vor allen Dingen dort, wo mit statistischen Instrumenten nach Ursache-Wirkungszusammenhängen geforscht wird, obwohl diese Instrumente gerade derartige Zusammenhänge nicht aufzuzeigen vermögen.¹⁰⁴

– *Hermeneutik*. Die Hermeneutik wurde nicht als ein grundlegend anderes Denken als das phänomenologische bezeichnet. Es fällt darum nicht eben leicht, das Hermeneutische der einzelnen Denkrichtungen hervorzuheben, um so mehr, als sich ja bekanntlich niemand zu den phänomenologischen Einklammerungen zu bekennen scheint, und überdies die innere Beobachtung genauso zum Handwerk des Interpretieren gehört.

Ausgangspunkt hier bildet wieder die *politische Philosophie*, der recht eigentlich eine hermeneutische Dimension nachgesagt werden kann, geht es ihr doch um eine politische Ordnung, die den Menschen ein gutes und sinnvolles Leben sichern soll¹⁰⁵. Wenn darum beispielsweise Schneider¹⁰⁶ und mit ihm manche andere von der Konfrontation des Normativen mit dem Faktischen sprechen, dann kann offenbar nur eine Interpretation, mithin ein Sinnverstehen des Beobachteten im Lichte der gesetzten oder vorausgesetzten Werte darunter gemeint sein; denn anders gelingt es wohl kaum, Sein und Soll in eine Verbindung zu bringen. Wenn es also um die Frage nach der besten Gesellschaft, nach Gerechtigkeit oder Tugend geht, dann kann nur das Sinnverstehen des beteiligten Staatsmannes, nicht aber das an sich uninteressierte Beobachten des Empiristen eine Antwort liefern. Ja mehr noch, nach Voegelin gilt es sogar zu bedenken, dass die politischen Institutionen nur im Lichte ihres Selbstverständnisses richtig verstanden werden können¹⁰⁷. Und auch die Topik, die Hennis¹⁰⁸ als Techne des Problemlösens vorschlägt, kann – wie in der Jurisprudenz¹⁰⁹ – als eine bestimmte Art des Auslegens bezeichnet werden, und zwar als ein Auslegen, bei dem die verschiedenen topois gegeneinander abzuwägen und in einen Verständ-

102 Nach Frank (Anm. 49), S. 28, verfährt der Kybernetiker bei der Konstruktion der Modelle und Kalküle phänomenologisch.

103 Husserl, (Anm. 7), S. 3.

104 Runciman, (Anm. 76, Sozialwissenschaft und politische Theorie), S. 135f. Johan Galtung, *Theory and Methods of Social Research*, London 1967, S. 469ff.

105 Otto Heinrich von der Gablentz, „Sache und Methode der Politischen Wissenschaft“, in: Politische Vierteljahreshefte 1969, S. 488.

106 Vgl. Anm. 51.

107 Voegelin, (Anm. 52), S. 93f.

108 Hennis, (Anm. 52), S. 89ff.

109 Theodor Viehweg, *Topik und Jurisprudenz. Ein Beitrag zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung*, 3. Aufl., München 1965, S. 59ff.

niszusammenhang zu stellen sind. Völlig hermeneutisch verfährt aber die politische Philosophie dann, wenn sie sich der politischen Ideengeschichte zuwendet. Dann nämlich tritt sie an die Auslegung früherer Texte heran, ohne allerdings das sich auch ihr stellende Problem des Vorverständnisses zu erhellen, wie sie sich überhaupt allgemein der methodologischen Problematik nur wenig bewusst zu sein scheint, obwohl sie auf objektiven Wahrheiten beharrt, Werte diskutiert und diese in eine Beziehung zu den beobachteten Fakten setzt.

Hermeneutisch wie empirisch verfährt dagegen die *historisierende Politikwissenschaft*, die sich mit der Auswertung historischer Fälle befasst. Deutet sie das Dasein durch die Erinnerung an vergangene Ereignisse¹¹⁰, gibt sie sich mehr hermeneutisch; unternimmt sie dagegen etwa vergleichende Fallstudien oder testet sie Hypothesen mit den Methoden der Statistik, dann verfährt sie mehr deduktiv-empirisch. Im einen wie im andern Fall ist dabei die Frage nach den Gesetzen in der Geschichte aber bereits im vornherein beantwortet¹¹¹.

Ihren Intentionen entsprechend lehnt die *behavioristische* Schule im allgemeinen jede hermeneutische Dimension ab. Es wird denn auch kritisch verwiesen, dass sie in ihrer Argumentationsweise jede Sinnproblematik vermissen lasse¹¹², ihr eigenes Vorverständnis ignoriere und die Aversion gegen zusammenhängende Überblicke gross sei. Bezeichnenderweise haben sich nur wenige Neopositivisten mit dem Problem der sich selbst erfüllenden Annahmen befasst¹¹³, d. h. mit der Frage, wie weit bereits die Wahl der Hypothesen die zu erkennende Wahrheit beeinflusst, und wie weit daher auch hermeneutisches Verständnis in jede Arbeitsweise einfließt. Dies gilt nicht nur für den behavioristischen Ansatz, sondern ebenso für die neuere *vergleichende Politikwissenschaft*, den *Funktionalismus* und sogar für die *politische Kybernetik*, welche allesamt zu deduktiv-empirischen Aussagen und Theorien gelangen wollen, dabei aber ihre selbst auferlegte Beschränkung meist verlassen (müssen), um zu sinnvollen Zusammenhängen vorzustossen. Anders dagegen die traditionelle vergleichende Politikwissenschaft sowie die *kritische Theorie*, deren dialektische Arbeitsweise insofern hermeneutischen Charakter aufweist, als sie ihr Sinnverständnis als konstitutiv bezeichnet¹¹⁴ und Erkenntnis und Interesse als zusammenhängend betrachtet¹¹⁵. Darüber hinaus sind ihre gesetzten Annahmen über den Gang der Geschichte ebenso in den hermeneutischen Zirkel einzubetten wie Aussagen anderer Ansätze auch.

– *Rationalismus*. Wohl kaum einer der acht Schulen kann nachgesagt werden, sie bewege sich nicht innerhalb der aristotelisch-traditionalistischen Logik oder neueren Logistik. Unterschiede ergeben sich erst im ontologischen Moment,

110 Reinhold Niebuhr, *Glaube und Geschichte*, München 1951, S. 33f.

111 Seiffert, (Anm. 29), S. 113.

112 Görlitz, (Anm. 56), S. 56.

113 Anatol Rapoport, *Philosophie heute und morgen. Eine Einführung ins operationale Denken* (dt. Übers.), Darmstadt 1970, S. 201ff.

114 Habermas, (Anm. 26), S. 17.

115 Jürgen Habermas, *Erkenntnis und Interesse*, Frankfurt a/M. 1968, S. 234 ff.

welches für manche der *politischen Philosophen* und der älteren Komparativisten von stark rationalistischem Gepräge ist. Dieser Ontologik ¹¹⁶ wird aber von *behavioristischer* Seite der Dualismus von Tatsachen und Aussagen und damit ein grundsätzlicher Unterschied zwischen empirischer und analytischer Wahrheit gegenübergestellt. Auch die *politische Kybernetik* geht von dieser dualistischen Grundannahme aus. Ihre Modelle sind vorerst blosse formallogische Konstrukte – man denke insbesondere an die Modelle von Deutsch und Easton –, welche, in ihrem Aufbau widerspruchsfrei, später durch empirische Anwendung zu überprüfen sind ¹¹⁷. So wird nicht nur die Theorie- und Modellbildung rational vollzogen, auch die Erfolgskontrolle selbst wird zum deduktiven Vorgang.

Streng rational verfährt aber in erster Linie der *rationalistische* Ansatz, der den Idealtypus des homo politicus als einzigen Wert setzt. In spiel- und entscheidungstheoretischen Modellen werden dem Idealtypus jeweils verschiedene strategische Situationen vorgesetzt, in denen er sich rational verhalten, d. h. seinen Nutzen maximieren soll, und in denen beim Gegner ebenfalls rationales Verhalten angenommen wird. Der homo politicus ist und bleibt damit, was ihm von aussen eingegeben wird, nämlich ein nüchterner Rechner seines eigenen Erfolges, auch wenn die Modelle fortlaufend der Wirklichkeit angepasst werden. Erst in den neueren Ansätzen, bei denen das faktische Verhalten in Entscheidungsprozessen betrachtet wird, verbindet sich die rationale mit der empirischen Komponente.

– *Empirismus*. Mit Ausnahme des älteren politischen Rationalismus, der nach dem maximalen Verhalten in genau strukturierten geschlossenen Modellen sucht, sind in jeder der Denkrichtungen empirische Ansätze vorhanden. Aber auch der politische Rationalismus lässt sich bei der Annäherung seiner Modelle an die Wirklichkeit von empirischen Daten leiten. Vor allem die dem Neopositivismus verhafteten Schulen versuchen durch ihre stringente Betonung des empirischen Charakters ihrer Arbeiten sich von andern Schulen zu unterscheiden. In keiner Richtung wird jedoch wie erwähnt auf die äussere Beobachtung ganz verzichtet, wengleich die politische Philosophie und die kritische Theorie bisher auf dem Gebiete der Datengewinnung nur wenig beigetragen haben. Anders die *Behavioristen*, die im Rahmen genau abgesteckter technischer Regeln bereits Ansehnliches an Stoff gewonnen haben. Alle ihre Erkenntnisse sind allerdings zeitlich, örtlich und räumlich stark eingeschränkt. Auch blieb es ihnen bis jetzt erspart, ohne hermeneutische Anleihen zu umfassenderen, generelleren Aussagen über die politische Wirklichkeit zu gelangen. Noch heute scheint es nämlich unmöglich, allgemeine Modelle und Theorien grösserer Reichweite empirisch zu überprüfen; zu sehr ist mit andern Worten die behavioristische Arbeitsweise noch an stark operationalisierte und im Grunde genommen statische Einzelaussagen gebunden. Mertons Ruf nach Theorien mittlerer Reichweite ¹¹⁸ gilt in selbem Masse auch

116 Stachowiak, (Anm. 31), S. 145.

117 Popper, (Anm. 38), S. 8.

118 Robert K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, New York 1968, S. 39ff.

für die Politikwissenschaft. Er ist ein Symptom eines empirischen Dilemmas in den Sozialwissenschaften, die zwar nach umfassender kausaler Erklärung und Voraussage streben, im Rahmen ihrer empirischen Arbeitsweise aber immer an Vollständigkeitsgrenzen gestossen sind und stossen werden und darum letztlich nur Vernunft-, nicht aber abschliessende Erklärungen liefern können, da induktive Argumente ja nicht Seinsgründe oder Ursachen sein können ¹¹⁹.

Auf der andern Seite scheint die *historisierende Politikwissenschaft*, die sich mit der Auswertung der geschichtlichen Ereignisse befasst, zu umfangreicheren Induktionen gelangt zu sein. Mit dieser Feststellung ist aber nichts über den wirklichen empirischen Gehalt dieser Theorien ausgesagt. Ihre grössere Reichweite hat wahrscheinlich ihren Grund nicht allein darin, dass ihr Erfahrungsschatz ein ungleich viel grösserer ist; der bewusste Einbezug der inneren Beobachtung und die weniger örtlich, zeitlich und räumlich gebundenen Aussagen sind gleichermassen Gründe für die grössere Reichweite ihrer Theorie. Nichts kann aber darüber hinwegtäuschen, dass ihre Grundannahme über die Konstanten in der Geschichte bloss vorausgesetzt, keinesfalls aber als gesichert bezeichnet werden kann ¹²⁰

– *Kybernetik*. Das Aufkommen der Kybernetik und mit ihr auch das Systemdenken in der Politikwissenschaft stellte sich wie angetönt nicht zuletzt auch als eine Art Gegenbewegung zu den zahllosen behavioristischen Einzelstudien heraus, wobei die Auffassung langsam durchdrang, dass nun endlich zu einer allgemeinen Theorie geschritten werden müsse. Ja für Almond bedeutete die Einführung des Systemkonzepts geradezu ein wichtiger Schritt hin zur Wissenschaft ¹²¹. Dagegen mögen pragmatische Überlegungen und die Resignation vor der Komplexität der Dinge weniger wegleitend gewesen sein. Auf den ersten Blick scheint es daher fraglich, ob die Politikwissenschaft – abgesehen von den Ansätzen der modernen Entscheidungstheorie – das kybernetische Denken bereits übernommen hat, oder ob es ihr nur darum geht, das Nebeneinander von abstrakten Theorien und deskriptiven Analysen zu überwinden, dabei aber nach wie vor bei kausalanalytischen Betrachtungsweisen zu verbleiben gedenkt. Wenn sich Erklärung und Voraussage jedoch im Rahmen einer „Funktionarisierung“ ¹²² halten, dann verfährt die politische Kybernetik im eigentlichen Sinne kybernetisch. Betrachtet man nun das bisher Geleistete, so zeigt sich, dass die Modelle von Easton, Deutsch und Parsons in ihren Intentionen funktionalistisch und auf Steuerung gerichtet sind. Sie erscheinen aber als zu abstrakt und teilweise – vor allem bei Deutsch – als eine bloss Aneinanderreihung von Definitionen und Merkmalen ohne entsprechende Strukturbetrachtung ¹²³. Sehr allgemeiner, abstrakter und teilweise Leerformelncharakter aufweisender Art sind

119 Vgl. oben Seite 8f.

120 Seiffert, (Anm. 29), S. 139ff.

121 Gabriel Almond, „Political Theory and Political Science“, *American Political Science Review* 1966, S. 875.

122 Herbert Stachowiak, *Denken und Erkennen im kybernetischen Modell*, Wien/New York 1965, S. 105.

123 Narr, (Anm. 72), S. 108.

vor allem die Funktionsbegriffe und die Zwecksetzung der Systeme. Gerade diese Nachteile sind es aber, was einer empirisch gerichteten Analyse letztlich nicht dienlich sein kann. Andererseits werden aus dem Kreis der *Komparativisten* durch das Vordringen der Korrelations- und Faktoranalysen kybernetische Vorstellungen immer deutlicher, genauso wie in den mit der Systemanalyse operierenden Reformversuchen in Regierung und Verwaltung¹²⁴ oder der modernen *Entscheidungstheorie*, die nach Problemlösungsstrategien forscht und die Entscheidungen dabei als systeminterne Komplexreduzierungen auffasst¹²⁵. Im ganzen muss den Ansätzen jedoch zugute gehalten werden, dass sie mit am Anfang einer Entwicklung stehen, die in den Sozialwissenschaften erst richtig begonnen hat.

III. Was bleibt?

Mit der eben dargelegten Durchdringung der einzelnen Denkformen in die verschiedenen Richtungen der Politikwissenschaft stellt sich abschliessend ganz einfach die Frage nach dem, was bleibt. Bewusst wurde nie versucht zu zeigen, was eigentlich wissenschaftliches Denken, ja was Wissenschaft und damit auch Politikwissenschaft überhaupt ist, obwohl früher erwähnt wurde, dass sich auch die Politikwissenschaft den Anforderungen richtigen wissenschaftlichen Denkens zu unterziehen habe. Bewusst sollte hier ein Fächer des Möglichen und Bestehenden ausgebreitet werden, der nicht zum vornherein über Gebühr durch Abgrenzungen abgesteckt ist und die Perspektive noch mehr verkleinert. Nach einer solchen Auslegeskizze müsste indessen doch konsequenterweise eine Frage gestellt werden, nämlich jene – wir haben sie bereits erwähnt – nach dem richtigen Denken in der Politikwissenschaft. Zuvor aber müssten präzise Wahrheitskriterien festgelegt werden, ansonst ein Ausbrechen aus dem Methodenzirkel nicht möglich wäre, wenn man wie wir anerkennt, dass mit der je gewählten Methode im Grunde genommen bereits auch die Wahrheit vorweggenommen bzw. die Wahrheit ebenfalls gewählt wird, da jede Methode je ihren eigenen logischen Kriterien folgt.

124 Vgl. Krauch (Anm. 83).

125 Vgl. Anm. 89.

